

Nr. 42. Posen, den 15. Oktober. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Gut, mein Herr“, begann die Wittwe, „sie kam in einer Droschke mit ihren Koffern und Sachen angefahren — es war am Montag Morgen — sie sagte, sie sei vom Royal-Hotel zu mir gewiesen, und fragte mich, ob ich ihr eine Wohnung geben könne. Sie sprach nicht fertig englisch, konnte sich aber ziemlich verständlich machen. Ich erfuhr, daß sie hierher gekommen war, um mit einer andern Person zusammenzutreffen, die sie erwartete. Sie hatte ein sehr angenehmes, ruhiges Wesen und machte einen vortheilhaften Eindruck. Ich hatte noch eine Menge Zimmer frei, denn Ende Oktober ist die Saison längst vorüber, und obgleich ich Herren den Damen vorziehe, da jene weniger Umstände machen, nicht überall umherschnüffeln und Alles überwachen, war sie mir doch sehr willkommen. Ich sagte ihr, sie könne das Zimmer oben im ersten Stock haben, wo sie jetzt liegt, das arme Wesen, und es stehe ihr frei, sich auch im Salon unten aufzuhalten. Sie war mit meinen Bedingungen einverstanden, welche billiger sind als in irgend einer anderen Pension in unserer Stadt.“

Obgleich die Dame schnell sprach, so machte sie doch viele überflüssige Worte und der Beamte wurde ungeduldig.

„Gut! Sie zog also bei Ihnen ein, das wissen wir. Nun sagen Sie uns, was für eine Art von Dame sie war, wie sie ihre Zeit zubrachte und dann den Rest von der Geschichte.“

„Sie war die ruhigste Mietherin — für eine Dame — die ich mich je gehabt zu haben erinnere“, erwiderte die Wittwe. „Sie sprach nicht viel mit mir, wahrscheinlich, weil es ihr schwer fiel, sich englisch auszudrücken, und es ist nicht meine Art, mich Jemand aufzudrängen, wenn man es nicht wünscht. Sie saß oft nachdenklich allein, ging jeden Tag etwas aus und schien ganz melancholisch zu sein. Ich hielt sie für eine ausländische Gouvernante, welche ihre Stelle aufgegeben hat und sich nun an der See etwas erholen und kräftigen will, ehe sie sich eine andere Stelle sucht.“

„Sie sagte Ihnen also nicht, wer sie war oder was sie hier that?“

„Nein, und sie erhielt auch niemals einen Brief bis gestern Morgen.“

„Ah“, sagte der Chef, während seine Miene sich belebte, „sie erhielt einen Brief! Sie nahmen ihn in Empfang und haben ihn natürlich genau angesehen?“

Frau Gregory achtete nicht auf die Ironie in Mister Gadd's Frage, welche auf eine wohlbekannte Neugierde der Pensionswirthinnen anzuspielen schien.

„Nein“, erwiderte sie, „das arme Ding sah vom Fenster aus, wie der Briefträger auf die Pforte zukam, und eilte ihm entgegen, um ihm die Thüre zu öffnen. Während ich aus der Küche hinauseilte, sagte sie mir, der Brief sei für sie. Ich habe denselben nicht in die Hand bekommen.“

„Hm“, murmelte Mister Gadd, augenscheinlich enttäuscht. In diesem Augenblick fragte der junge Sergeant, welcher mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, in respektvollem Tone:

„Darf ich mir erlauben, eine Frage zu stellen, Sir?“

„Gewiß Sergeant Power,“ erwiderte der Chef, „was wünschen Sie?“

„Ich bitte Frau Gregory zu fragen, ob sie sich erinnert, um welche Zeit der Briefträger mit dem Brief kam?“

„Hören Sie, was der Sergeant fragte?“ bemerkte Mister Gadd, welcher den Zweck dieser Frage nicht verstand, aber seinem Untergebenen nicht in den Weg treten wollte, zu Frau Gregory.

„So viel ich mich erinnere, war es kurz vor ein Uhr. Ich weiß sicher, daß es nach zwölf Uhr war, denn das Mittagessen war schon beinahe fertig.“

„Daraus ist zu schließen, Sir,“ sagte Sergeant Power in bescheidenem Tone, „daß der Brief ein Stadtbrief gewesen sein muß. Er kann nicht von London oder überhaupt von Auswärts gekommen sein, denn nach den frühen Morgenstunden kommen bis zum Abend keine auswärtigen Briefe mehr an.“

„Sehr richtig,“ sagte der Polizei-Inspektor Gadd beifällig, „notiren Sie das, Thomas, um welche Zeit der Brief gebracht wurde.“

4.

Sergeant Power hatte durch seine rechtzeitige Frage ein Anzeichen festgestellt, welches von Werth sein konnte. Wenn dem Inspektor Gadd jener Scharfblick fehlte, welcher wichtige Einzelheiten sofort mit Sicherheit erfaßt, so besaß er doch Erfahrung und wußte die Bedeutung, welche oft auch unscheinbare Kleinigkeiten besitzen, wohl zu schätzen.

„Dieser Power ist kein Dummkopf,“ dachte er, „es ist mir lieb, daß er hier anwesend ist; er kann sich gelegentlich nützlich machen.“

Ohne den guten Eindruck zu bemerken, den er auf seinen Vorgesetzten gemacht hatte, überließ es der junge Sergeant dem Inspektor, die Untersuchung fortzusetzen, und nahm wieder sein zurückhaltendes Wesen an.

„Nun, Ihre Miethrin erhielt also den Brief," fuhr der Inspektor fort, „was geschah dann?"

„Nichts besonderes, mein Herr, soviel ich weiß. Ich ging wieder in die Küche und sah nicht, wie sie den Brief las; doch bald nachher, als ich das Mittagessen brachte, sagte sie mir, sie habe Nachricht von der erwarteten Person erhalten."

„Ah," unterbrach sie der Inspektor eifrig, „nun, was sagte sie Ihnen von dieser?"

„Sie sagte, sie werde des Abends ausgehen, um mit der Erwarteten zusammen zu treffen, und wahrscheinlich werde diese mit ihr zurückkommen, um hier zu übernachten."

„Erwähnte sie die Person als eine Dame? Sind Sie sicher, daß sie nicht einen Herrn meinte?" fragte Mister Gadd mit einem forschenden Seitenblick nach Frau Gregory.

„Einen Herrn?" rief die Wittwe entrüstet. „Nein, mein Herr, wir gestatten nicht, daß die Mietherinnen von Herren besucht werden, außer von ihren gesetzlichen Ehemännern. Ich würde so etwas in meinem Hause nicht erlauben."

Die Aufrichtigkeit der Dame in ihrer Eigenschaft als tugendhafte Matrone war zu augenscheinlich und ließ keinen Zweifel übrig.

„Außerdem", fuhr Frau Gregory fort, „war die Person wirklich eine Dame, das habe ich mit eigenen Augen gesehen."

„Sie haben sie also gesehen?"

„Ja, Herr Inspektor. Spät des Abends ging die Mietherin aus und kam mit ihrer Freundin zurück."

„Um welche Zeit war das?"

„Es war nahe an elf Uhr; ich hörte einige Minuten später die Uhr schlagen."

„Um halb elf Uhr kommt ein Zug aus London an," bemerkte Sergeant Power, „das könnte der Zeit nach stimmen, wenn sie zu Fuß vom Bahnhof kamen."

„Ja, ganz richtig," erwiderte der Inspektor. „Kamen sie in einer Droschke?"

„Nein, mein Herr, sie kamen zu Fuß bis zu der Hausthüre."

„Und nun," sagte der Inspektor ernsthaft, „überlegen Sie wohl, was Sie sagen, und suchen Sie sich an alle Umstände genau zu erinnern. Es hängt viel von dem ab, was Sie uns sagen können. Sie sahen sie also, als Sie ihnen entgegen an die Thüre gingen?"

„Ja, Herr Inspektor, ich öffnete ihnen die Thüre; meine Mietherin ging voran, ihre Freundin folgte ihr."

„Wie sah die letztere aus?"

„Nun, es war etwas dunkel, da ich nur eine Lampe und kein Gas habe, aber ich sah, daß sie eine hochgewachsene Dame war und eine Reisetasche trug."

„Haben Sie ihr Gesicht gesehen?"

„Nur ganz flüchtig. Es war eine frostige Nacht, Sie wissen, es ist schon sehr winterlich, und sie war bis über das Kinn verhüllt und hatte einen dicken Shawl umgelegt. Ich kann nur sagen, daß sie, wie ihre Freundin, brünett zu sein schien."

„Aber sahen Sie sie nicht genauer, als sie herein kamen?"

„Das ist es eben — das gelang mir nicht. Als sie in das Hausflur traten, sagte meine arme Mietherin, so viel ich mich erinnern kann: dies ist meine Freundin, von der ich sprach, sie ist sehr ermüdet und will sogleich nach oben zu Bett gehen. Ich redete ihnen zu, in den Salon zu treten und etwas zu speisen, es war noch etwas Hammelbraten da vom Mittagessen und Pickles, aber meine Mietherin dankte mir und sagte, sie hätten nichts nöthig. Sie gingen dann nach oben und ich habe nichts mehr von ihnen gesehen."

„Sie haben sie nicht mehr gesehen?" fragte der Inspektor. „Das ist sehr fatal! Wie war die fremde Frau gekleidet?"

„Sie trug einen langen Reisemantel mit einer Kapuze aus dunklem Stoff und einen Hut; der Mantel reichte bis zu den Füßen. Um den Hals hatte sie einen Shawl gebunden, der ihr Gesicht halb bedeckte."

„Welchen Eindruck machte die Dame auf Sie? Sagte sie irgend etwas?"

„Kein Wort, Herr Inspektor, sie stand ganz still hinter ihrer Freundin und sagte nichts, nicht einmal guten Abend oder gute Nacht. Ich hielt sie für eine Fremde, welche die Sprache nicht kennt, vielleicht eine Gouvernante, oder etwas der Art."

„Sie gingen also nach oben?"

„Ja. Meine Mietherin hatte mir gesagt, ich solle keine Vorbereitungen treffen, sie hätten kein besonderes Zimmer nöthig und könnten sehr bequem beisammen schlafen. Das ist auch richtig, denn das Bett ist breit genug für drei Personen, nicht nur für zwei."

„Haben Sie darauf noch irgend einen Laut gehört?"

„Ich war beschäftigt, aufzuräumen und Alles für den anderen Morgen in Ordnung zu bringen. Ich schlafe mit meiner kleinen Nichte, meiner Schwester Kind, welche bei mir wohnt und mir hilft, oben im zweiten Stock, wenn das Zimmer nicht von Gästen eingenommen ist. Marie war schon zu Bett gegangen. Ich mußte an dem Zimmer im ersten Stock vorüber gehen, um nach oben zu kommen, ich glaube, man sprach darin, als ich vorüberging, aber ich konnte nichts verstehen. Ueberdies horche ich niemals, das ist nicht meine Art."

Der Inspektor hätte sehr gewünscht, daß Frau Gregory in dieser Beziehung weniger Zartgefühl besessen hätte, aber er enthielt sich einer Bemerkung darüber.

„Sie hörten nichts während der Nacht? Keinen Schrei, kein Geräusch?"

„Nein, gar nichts! Ich arbeite fast den ganzen Tag und habe ein gutes Gewissen und deshalb schlafe ich sehr fest, mein armer Gregory hat sich oft darüber beklagt."

„Und das kleine Mädchen, Ihre Nichte, wie Sie sagen, hörte auch nichts?"

„Nein, Herr Inspektor, sie schlief ebenso fest wie ich. Das Zimmer oben, wo wir schlafen, geht nach der Straße hinaus und befindet sich nicht über dem, in welchem sich die Damen befanden; es hätte ein starkes Geräusch sein müssen, wenn wir es hätten hören sollen."

„Das sieht aber sehr seltsam aus," bemerkte der Inspektor. „Sie müssen in der That einen gesunden Schlaf haben! In Ihrem Hause wird eine Dame ermordet, fast unter Ihren Füßen, und die Person, welche augenscheinlich das Verbrechen begangen hat, geht die Treppe hinab, öffnet die Thüre —"

„Nein, mein Herr, Sie irren sich," unterbrach ihn Frau Gregory triumphirend, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, „das hätte sie nicht thun können, aus guten Gründen. Gestern Abend verriegelte ich sorgfältig die Vorderthüre und überzeugte mich auch davon, daß die Hinterthür gut verschlossen war, und heute Morgen, als ich aufstand, fand ich beide Thüren so wie ich sie verlassen hatte."

5.

Diese etwas überraschende Mittheilung warf ein neues Licht auf die Sache. Die verschlossene Thür des Schlafzimmers, welche durch den Zimmermann aufgebrochen werden mußte, war also von innen und nicht von außen verschlossen gewesen. Der Schlüssel war ganz verschwunden, so daß der Zimmermann, selbst wenn er sich davon hätte überzeugen wollen, nicht sagen konnte, ob er von innen oder von außen umgedreht worden war. Frau Gregory's Aussage gab jedoch der Untersuchung eine ganz neue Richtung.

Sergeant Power verließ das Zimmer, ohne einen Befehl abzuwarten, und eilte die Treppe hinauf nach dem Zimmer, wo die Ermordete lag. Das Fenster war geschlossen, wie er zuvor schon bemerkt hatte, und die Jalousie herabgelassen. Aber bei näherer Untersuchung fand er, daß der Haken zurückgezogen war und nicht in die Oese eingriff. Rasch öffnete er das Fenster und sah hinaus. Etwa zwanzig Fuß darunter lag ein kleiner Garten, der von einer Backsteinmauer eingefaßt war, und fast unmittelbar unter dem Fenster, nur wenige Fuß tiefer, lag das Dach eines kleinen Anbaues. Nun war Alles klar; die geheimnißvolle Besucherin hatte das Zimmer durch das Fenster verlassen, war auf das Dach des Anbaues hinausgestiegen — was wenig Geschicklichkeit erforderte und nicht sehr gewagt war — und war von hier aus mit einem leichten Sprung auf

die weiche Erde unten hinabgesprungen. Frau Gregory, eine sparsame Hausfrau, welche aus Allem Nutzen zu ziehen wußte, hatte diesen kleinen Fleck zu benutzen verstanden. Sie hatte ihn in einen Küchengarten verwandelt. Der elastische, nachgiebige Erdboden machte einen Sprung von dem Dache des Gebäudes herab ganz gefahrlos, selbst für eine Frau, wenn sie nur etwas gewandt war.

Um sich von der Richtigkeit seiner Beobachtung zu überzeugen, machte der junge Sergeant selbst den Versuch. Mit einem Sprung war er aus dem Fenster auf dem Vordach, von hier aus konnte er mit großer Leichtigkeit das Fenster darüber erreichen, mit der Hand den Fensterrahmen ergreifen und die Jalousie herabziehen.

Nachdem er dies ohne Schwierigkeit ausgeführt hatte, sprang er auf den Rasen hinab.

Der Inspektor war inzwischen nachgefolgt und kam noch rechtzeitig, um Zeuge davon zu sein. Der Sergeant theilte ihm seine Entdeckung mit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schatten.

Freie Uebersetzung aus dem Französischen.

(Nachdruck verboten.)

Max Dahlheim besaß ein großes Vermögen. Seine bewegliche Habe, welche in sicheren Staatspapieren angelegt war, betrug weit über 200000 Thaler und ein großes, schönes Rittergut in Ostpreußen war ihm schuldenfrei übergeben worden, als seine Eltern schnell hintereinander starben und Max Dahlheim nun in der Welt allein dastand, ohne Geschwister oder nähere Verwandte.

Der junge Mann begab sich zunächst auf Reisen.

Man vermuthete damals, daß Max auf Löwenjagden in Afrika, in den Wäldern Indiens, in Süd-Amerika und Kalifornien, im Gewühl der großen europäischen Städte eine Jugendliebe vergessen wollte, die ihn betrogen. Allerdings hatte er sich um die Gunst der schönen Susanne von Bornheim, die bald darauf Maxens intimsten Freund, den Baron von Westerheld, heirathete, eifrig beworben, aber Niemand wußte zu sagen, ob die Heirath Susannes der Grund von Max Dahlheims planlosem Reisen war.

Susanne war übrigens in der Ehe recht unglücklich geworden. Nachdem der Sportsman Westerheld sein eigenes und das Vermögen seiner Frau in wenig Jahren mit Spiel und Sport durchgebracht hatte, soll er die schöne Susanne schlecht behandelt haben.

Jahre auf Jahre vergingen. Frau von Westerheld, weiland die schöne Susanne von Bornheim, sank ins Grab als ein welkes, bekümmertes Weib, und noch immer reiste Max Dahlheim in der Welt umher.

Endlich nach mehrjährigem Aufenthalt in Paris kam Max reisemüde, überdrüssig des großstädtischen Lebens, krank an Leib und Seele in seine Heimath zurück, um weltabgeschlossen und zurückgezogen auf seinem väterlichen Erbe zu leben.

Hier, bei dem naturgemäßen Leben des Landmanns, bei Jagdstreifereien in den ausgedehnten Waldungen seines Besitzes und bei der Arbeit fand Max Dahlheim bald die Gesundheit seiner Seele, die Munterkeit und Spannkraft seines Wesens wieder.

Max hatte fast gar keinen Umgang, stand er doch in der Welt allein da: einige entfernte Verwandte waren zwar vorhanden; dieselben zeigten aber dem Gutsherrn diejenige aufdringliche Anhänglichkeit zu deutlich, welche man für einen Erbonkel zu hegen pflegt. Selten verließ Max Dahlheim seine Besitzung und dann geschah es nur, um nach Königsberg zu reisen, wo es zuweilen geschäftliche Angelegenheiten zu ordnen gab.

Eines Nachmittags ging Max auf der beliebten Promenade Königsbergs, den „Hufer", spazieren, als er von dem Baron von Westerheld angesprochen wurde.

Westerheld sah elegant und selbstbewußt aus, sein Glück bei den Frauen schien ihn noch nicht verlassen zu haben: er spielte noch immer eine Rolle in Königsberg.

„Ah, sehr erfreut, lieber Dahlheim", begrüßte er Max, „vom Weltumsegeln daheim, wie ich höre. Zu Hause Kohl bauen. Recht so, recht so! Aber mach' Dich nicht so rar in Königsberg. Die Gesellschaft erwartet von Dir, daß Du Dich zeigst. Und wir, die wir Freunde waren von Kindheit an, wir müssen unsere Freundschaft erneuern, hörst Du."

Unter lebhaften Gesprächen setzten die beiden Freunde ihren Spaziergang fort und kehrten in eine der Wirthschaften ein, die sich hier an der Promenade befinden.

Kaum in den Garten eingetreten, bemerkte Max ein junges Mädchen, welches mit ihrer Mutter am Kaffeetisch im Schatten eines Baumes saß. Der Ausdruck süßer, engelhafter Unschuld, welcher über das ganze Wesen des Mädchens gebreitet war, machte auf Max Dahlheim einen noch größeren Eindruck, als ihre große Schönheit. Der Baron grüßte das Mädchen und deren Mutter höflich und die Freunde nahmen an einem der Tische Platz, von wo aus Max das schöne Mädchen betrachten konnte, und so oft er sie ansah, fühlte er sich innig gerührt von dem süßen Blick ihrer schönen Rehaugen.

Max fragte seinen alten Freund nicht nach dem Namen des Mädchens oder wer sie wäre: was ging ihn das an?

Aber, nach Hause zurückgekehrt, dachte Max Dahlheim fort und fort an sie, er träumte von ihr im Schlafe, sie beschäftigte ihn auf seinen einsamen Spaziergängen im Walde, sie drängte sich in seine Träumereien.

Nach einigen Tagen schon war Max wieder in Königsberg und er verfuhr jetzt sehr diplomatisch, um von dem Baron zu erfahren, wer jenes schöne Mädchen wäre: Sie war die Tochter eines Gerichtsbeamten, welcher vor drei Jahren gestorben war ohne das geringste Vermögen zu hinterlassen. Sie lebte mit ihrer Mutter von einer kleinen Pension, und da ihr eine Mitgift, ja vielleicht auch sogar die Aussteuer fehlte, so hatte sie sich bisher nicht verheirathet und auch keine Aussicht dazu, denn den ersten Besten mochte sie gewiß nicht nehmen.

„Es fehlt ihr ein Mann, wie Du, lieber Dahlheim", schloß der Baron seinen Bericht.

„Ich mich verheirathen!" rief Max, „in meinem Alter, in meiner Lage, welche Thorheit!"

„Wenn ich Dein Vermögen besäße, lieber Freund, so würde ich schon lange um sie angehalten haben, ohne mich über mein Alter, welches dem Deinigen gleich ist, weiter zu beunruhigen. Aber das Mißliche meiner Lage zwingt mich, entweder ein reiches Weib zu frein oder mich überhaupt nicht wieder zu verheirathen, denn das Vermögen der schönen Susanne ist futsch, wie mein eigenes."

Der Baron fuhr fort, das Zweckmäßige einer solchen Verbindung seinem Freunde mit Wärme und mit allen Vernunftgründen vorzuführen.

Max lachte, aber er beschloß, die Bekanntschaft der Familie zu machen, wozu der Baron ihm gern behülflich war.

Wäre der Gutsbesitzer nicht bereits bis über beide Ohren in das schöne Mädchen verliebt gewesen, so hätte er unfehlbar bemerken müssen, auf wie vertrautem Fuße der Baron mit dem Mädchen stand, und wie diese fortwährend versuchte, sich dem Einflusse, welchen der Baron auf sie ausübte, zu entziehen.

Vorläufig indessen dachte Max Dahlheim noch nicht ans Heirathen; erst nachdem er sich einen Monat lang die Gründe des Barons wiederholt hatte, war er entschlossen.

Seine Werbung wurde von der Mutter sehr günstig aufgenommen. Sie war entzückt von einem so reichen und vornehmen Schwiegersohn. Die Tochter jedoch lehnte ab.

Aber diese Ablehnung entflammte Maxens Liebe zu der hoheitsvollen Reinen nur noch mehr. Ah, die Stolze! rief Max Dahlheim aus, ich habe es auch nicht anders erwartet! Sie will sich nicht kaufen lassen mit schnödem Geld, sie, die Arme, will sich nicht hinreißen lassen durch mein Vermögen. Sie will nur den heirathen, welchen sie liebt. Mich aber kennt sie ja kaum, wie soll sie mich jetzt schon lieben!

Er beschloß, weiter um das holde Geschöpf zu werben, und er zweifelte nicht daran, daß sie ihn noch lieben werde.

Inzwischen machte der Baron häufige Besuche bei den Damen. Er vereinigte seine Bemühungen mit denen der Mutter, um das Kind zur Vernunft zu bringen.

„Nein," rief diese, „ich werde Herrn Dahlheim nicht heirathen, eben weil ich ihn liebe. Du, du Abscheulicher — und sie spie vor dem Baron aus — hast mich entehrt, betrogen: ich bin nicht werth eines edlen Mannes Weib zu sein, — ich will den Ahnungslosen nicht betrügen."

Und nach sechs Monaten war sie Max Dahlheims Weib geworden.

Die Ehe wäre eine überaus glückliche gewesen, wenn Max Dahlheim nicht bei seiner Frau eine Art Melancholie, und zuweilen eine tiefe Traurigkeit glaubte bemerken zu müssen. Fast fürchtete er, daß seine Gattin die Heirath bedauere oder in ihm einen anderen Mann gefunden habe, als sie ihn sich erträumte.

Trotzdem fühlte Max sich so glücklich, wie er es noch nie in seinem Leben gewesen. Die Liebe hatte ihm seine Jugend zurückgegeben und allen Glauben, allen Enthusiasmus seiner Jünglingsjahre. Und dies Wunder verdankte er ihr, seiner angebeteten Gattin! Wie sollte er sie nicht schon um deswillen lieben, anbeten, auf Händen tragen!

Seit seiner Hochzeit hatte Max Dahlheim auf seinem Gut manche Veränderung getroffen. Aus dem alten Herrenhaus war ein prunkender Schloßbau geworden mit englischen Gartenanlagen und einem Springbrunnen davor, eine Scheune, die dabei im Wege war und die freie Aussicht hemmte, mußte abgetragen werden. An Stelle der Ruhe, die bisher auf dem Gute geherrscht, war jetzt überall Leben und Bewegung. Max wollte, daß um die junge Gutsherrin Alles so schön, so jung, so glänzend sei, wie sie selbst. Auch stattete er jetzt oft mit seiner jungen Frau Besuche ab und empfing Gäste. Der Baron von Westerheld kam natürlich sehr

häufig, und oft blieb er tagelang bei seinem lieben Freunde und dessen junger Gattin.

So waren sie eines Tages alle drei in einem offenen Wagen, einem sogenannten Selbstfahrer, welchen Max Dahlheim selbst lenkte, ausgefahren. Max saß mit seiner Frau vorn auf dem Kutscherſitz, während der Baron rückwärts auf einem der Seitensitze Platz genommen hatte.

Unterwegs trafen sie einen der Inspektoren des Gutes, mit dem Max eine Wirthschaftsangelegenheit zu besprechen hatte. Nun verließ Frau Dahlheim den Kutscherſitz und nahm bei dem Baron Platz, während der Inspektor sich zum Gutsherrn setzte. Nach kurzer Fahrt, während welcher Alles besprochen war, verließ der Inspektor den Wagen, um einen Seitenweg nach dem Vorwerk einzuschlagen. Frau Dahlheim wünschte jetzt, auf der Heimfahrt, ihren Platz neben dem Gatten wieder einzunehmen, aber Max bat sie, doch auf dem bequemen Rücksitz zu bleiben und der Baron fragte scherzend, ob die gnädige Frau sich vor ihm fürchte.

Der Weg senkte sich jetzt steil zum See herab, an dessen Ufern der Gutshof lag; es war eine gefährliche Passage und Max mußte auf seine jungen feurigen Pferde, die erst seit kurzer Zeit Geschirre trugen, genau Acht geben, um die Gefahren des Weges zu vermeiden.

Zur rechten Seite des Weges sank soeben die Sonne. Frau Dahlheim und der Baron hatten sich deshalb auf die rechte Seitenbank des Wagens gesetzt, um von dem glänzenden Licht des untergehenden Tagesgestirns nicht geblendet zu sein.

Da mit einem Male sah Max links an der schroffen Lehmwand des ausgehöhlten Weges zwei schwarze Schatten, die sich wie in einem Kusse aneinander lehnten. Es war nur ein Augenblick, denn jetzt wurde die Lehmwand von einem Wiesenthal durchbrochen, auf welchem die Schatten verschwammen.

Bald aber begann die gelbe Lehmwand wieder und nun sah Max die beiden Schatten wieder so deutlich wie in einem Spiegel: den Schatten seiner Frau und denjenigen des Barons. Haarscharf prägten sich beide Schatten auf der Lehmwand ab, da war kein Zweifel! Der Baron drängte sich an Frau Dahlheim, welche sich zurückziehen wollte, heran, umarmte sie und küßte sie auf den Hals in einem langen Kusse.

Max glaubte zu träumen. Aber hier war ja die Wirklichkeit auf dieser gelben Lehmwand deutlich sichtbar.

Eine sinnlose Raserei ergriff den Betrogenen. Ohne sich umzuwenden zu seinem treulosen Weibe, ohne ein Wort zu sprechen, hieb Max wüthend in die Pferde, daß sie in tollem Lauf rasend dahineilten auf dem unebenen Wege den steilen Berg zur See hinab.

Als Max Dahlheim wieder zu sich kam, lag er auf weichem Wiesenboden dicht beim Wasser des Sees. Nicht weit von ihm sah er sein Weib hingestreckt wie eine Todte. Jetzt erhob sie sich ein Wenig: „Max!"

„Ich habe Alles gesehen! Ich habe den Kuß gesehen."

„Oh, mein Gott!" flüsterte sie. Mit einem langen Blick inniger Liebe sah sie ihn an, dann sank sie zurück in das Wiesengras.

Max Dahlheim konnte sich bald erheben, seine Glieder waren heil, nur wirr und schwindelig wars ihm im Kopfe.

Da lag der Wagen zerbrochen und unter seinen Trümmern blutig und leblos der Baron.

Nach wochenlanger, schwerer Krankheit erwachte Frau Dahlheim aus den Phantasien des Nervenfiebers, aus dem Kampf mit dem Tode wieder zum Leben.

In den langen Wochen der Krankheit, während er am Bette seiner Frau saß, hatte Max Dahlheim sich einzureden versucht, daß er die Treulose hasse und verachte, aber das war ihm nicht möglich gewesen. Immer und immer empfand er, daß er die Stille, Blasse nur inniger liebe, denn je vorher. Was sie auch an ihm gesündigt und gefrevelt: er hatte ihr längst vergeben.

Aber Frau Dahlheim wollte von keiner Versöhnung, von keinem Zusammenbleiben mit ihrem Manne etwas wissen: „Ich bin Deiner nicht werth," das war ihre beständige Rede. Sie beklagte jetzt, daß sie sich seiner Zeit habe überreden lassen, Max Dahlheim überhaupt zu heirathen.

„So soll ich Zeit meines Lebens unglücklich sein," klagte Max, „um diesen einen Kuß?"

„Ach, es ist nicht der Kuß! den hat der Baron sich genommen, ich habe ihn nicht gegeben. Nein, was uns trennt ist etwas Anderes. Quäle mich nicht, Max: ich bin Deiner nicht werth!"

Frau Dahlheim kränkelte lange, bis sie endlich still verschied, ein Lächeln auf den Lippen und einen Zug von unendlicher Liebe um den Mund.

Max Dahlheim aber ist wieder allein auf Reisen gegangen. Ein Schatten fiel auf sein Glück.

---

* **Die größten Monumente der Welt.** Dieses Thema ist wieder durch die Versuche der Amerikaner, ihrer Weltausstellung in Chicago einen Mittelpunkt zu geben, in den Vordergrund gerückt. In dieser Beziehung kann, wie die „Münch. Allg. Ztg." ausführt, nur die alte Beobachtung wiederholt werden, daß kein Bauwerk der Neuzeit an rein dimensionaler Mächtigkeit den größten des Alterthums gewachsen ist; auch der Eiffelthurm nicht, der ja überhaupt in Bezug auf Mächtigkeit weit hinter den großen Domen Europas rangirt. Die gewaltigsten Bauwerke der Menschheit sind und bleiben diejenigen, die die sogenannten hamitischen Völker des Alterthums aufgeführt haben. Unter hamitischen Völkern, die mit den semitischen und indogermanischen zusammen die weiße Rasse bilden, versteht man in erster Linie die alten Bewohner des Nilthales und ihre heutigen Nachkommen, die Kopten. Die alten Aegypter waren von hamitischer Abstammung und hamitischer Sprache. Von hamitischer Abstammung waren aber auch die Völker Babylons, Assyriens, Phönıziens und Kanaans, wenn sie auch schon sehr früh die hamitische Sprache gegen die semitische vertauschten. Die Hamiten haben unter allen menschlichen Stämmen zuerst eine imposante Kultur entwickelt, und die Richtung ihres Geistes ging auf das Objektive und Große. Ihre Empfindungswelt verkörperte sich nicht im Schönen, sondern im Gewaltigen. Mit den Griechen kam die Schönheit und zugleich die Zweckmäßigkeit in die Architektur. Schönheit und Zweckmäßigkeit sind seitdem auch die bewegenden Faktoren der Baukunst geblieben. Beide schließen die ungeheuren Dimensionen aus. Die Bauherren und Baumeister von Memphis, Theben, Babylon, Assur jedoch suchten ihre Befriedigung im Kolossalen. Die klassischen Völker des Alterthums, die Griechen und Römer, sowie auch die Semiten, blieben von dieser Geistesrichtung ihrer hamitischen Nachbarn nicht unbeeinflußt. Indessen sind ihre gewaltigen Bauwerke denn doch von geringeren Dimensionen als die der Aegypter und der Mesopotamier. Andererseits sind die gigantischen Bauten griechischer Herkunft an den Grenzgebieten griechischer Zivilisation entstanden, wo sie sich schon mit Hamiten und Semiten berührte, so der ephesische Tempel, der rhodische Koloß, und die römischen Kolossalbauten entsprangen aus der Geistesrichtung einer späteren Zeit, die schon erheblich vom Orientalismus durchtränkt war. Das Kolosseum zu Rom, das Vespasian für 100 000 Zuschauer erbauen ließ, maß 202 Meter in der Länge und 167 in der Breite und bedeckte mehr als zwei Hektar. Seine Höhe war nahezu 40 Meter. Das Wasser wurde in das alte Rom durch acht Aquädukte geführt, die im Ganzen 40 Millionen Kubikfuß Wasser täglich lieferten. Der Aquädukt des Claudius erstreckte sich über 75½ Kilometer und verlief in 32 Meter Höhe. Der Aquädukt des Mars war 66 Kilometer lang auf einer direkten Strecke von 59 Kilometern; er wurde von 7000 Bogen getragen, die 23 Meter hoch waren. Der Tempel der Diana zu Ephesus war 140 Meter lang und 74 Meter breit; 127 Säulen, 20 Meter hoch, trugen das Dach. Mann brauchte 220 Jahre zum Bau. Der Tempel Salomonis war dagegen eine Hütte. Er hatte nur eine Länge von 35 Meter, eine Tiefe von 12 Meter und eine Höhe von 17 Meter. Die größte Pyramide Aegyptens mißt 179 Meter Höhe und 228 Meter Basisseite. Die Basisfläche bedeckt 4½ Hektar. Sie besteht aus 208 Schichten, in denen Steine verarbeitet sind, die mehr als 30 Fuß lang, 4 Fuß breit und 3 Fuß dick sind. Der Tempel von Ypsambul in Nubien wird von einem einzigen Block gebildet, der in der Decke des Felsens ausgebrochen worden war. Belzoni fand darin 4 Statuen von über 21 Meter Höhe, die 8 Meter von einer Schulter zur anderen maßen. Sesostris errichtete im Tempel zu Memphis seine eigene Statue, sowie die seiner Gattin und seiner Kinder. Der König und die Königin messen 50 Fuß, die Statuen der Kinder 26 Fuß. Im Sonnentempel zu Baalbek findet man Steine, die bis 60 Fuß lang sind, 16 Fuß breit und 24 Fuß dick, was einen Inhalt von 820 Kubikmeter ergiebt. Diese ungeheuren Blöcke, die bearbeitet und mit Bildnereien bedeckt sind, wurden aus den benachbarten Steinbrüchen herbeigeschafft. Man bemerkt hier 6 Säulen von 24 Meter Höhe, deren jede aus nur drei Steinen zusammengesetzt ist. Von Sesostris wird berichtet, daß er aus den Bergen Arabiens einen Block herbeischaffen ließ, der 80 Meter lang und 11 Meter breit war. Der Tempel des Babel oder Birs Nimrod, den Belus zu Babylon errichten ließ, war der Sonne geweiht und diente zu gleicher Zeit als Sternwarte. Es war eine Aufschichtung von acht quadratischen Thürmen, deren Höhe 223 Meter betrug, ebenso wie auch jede Basisseite. Die alten Rammklötze waren von Holz, 60 bis 100 Fuß lang und mit einem eisernen Fuß versehen. 60 bis 100 Menschen waren erforderlich, um einen von ihnen zu bewegen. Der mächtigste hatte etwa die Kraft eines Kanonenschusses von 36 Pfund. Aus modernen Zeiten kann man nur wenig Monumente anführen, die denen des Alterthums an Mächtigkeit verglichen werden können. Da ist der Granitblock von 1207 Tonnen, der jetzt als Fußgestell für die Statue Peters des Großen dient. Dieser Block wurde nach Petersburg aus einer Entfernung von 27 Kilometer hingeführt. Der Transport geschah theils zu Wasser, theils auf einer Schienenbahn aus breiten, bohlen Schienen, die auf einer doppelten Reihe von Bohlen ruhte. Rollen aus Messing, die in den Rinnen der Schienen liefen, trugen das Gestell mit seiner ungeheuren Last, die fortbewegt wurde von etwa sechzig mit Winden bewaffneten Arbeitern. Im Jahre 1716 ersann Swedenborg rollende Maschinen, auf denen er zwei Galeeren, fünf große Schiffe und eine Korvette durch die Berge transportirte, die Stromstad von Iderfjol (in Schweden) trennen. Er ermöglichte es so Karl XII., seinen Feldzugsplan zu verfolgen und seine schwere Artillerie bis unter die Mauern von Fredericshall zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur: C. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.